

Der Schriftsteller in seinem Land

Autor(en): **Ramuz, C.F. / Guggenheim, J.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schriftsteller in seinem Land

Von C. F. Ramuz

Am 18. Oktober ist im Grossratssaal von Lausanne Charles-Ferdinand Ramuz der grosse Preis der Schweizerischen Schillerstiftung überreicht worden. Nach einer Rede von Herrn a. Regierungsrat Dr. Mousson, dem Präsidenten des Stiftungsrates, an die sich die Vorlesung einer von Jacques Chenevière verfassten Adresse anschloss, feierten sämtliche Landesteile durch einen französischen, einen deutschen, einen italienischen und einen romanischen Redner den grossen waadtländischen Dichter. Wir freuen uns unseren Lesern die Uebersetzung der Rede darbieten zu können, mit der C.-F. Ramuz die nationale Ehrung seines Schaffens entgegengenommen hat.

Herr Präsident!

Dies ist nun der sechste grosse Schillerpreis, den Sie aus-
teilen, und es ist, wie ich glaube, von Mal zu Mal mehr
Brauch geworden, dass der von Ihnen gefeierte Schriftsteller
bei diesem Anlass etwas wie ein öffentliches Bekenntnis ab-
legt. Es ist immer recht schwierig, von sich selbst zu sprechen;
noch schwieriger ist es für einen Schriftsteller, von sich selber
zu sprechen: denn er kennt sich nicht. Sein Persönlichstes bleibt
ihm selbst wohl am meisten unbewusst. So befindet er sich also
in einer Zwangslage, er muss das, was ursprünglich bei ihm
nichts anderes als Gefühl, Empfindung, Instinkt ist und somit
nichts mit dem Verstande zu tun hat, in verstandesmässige Be-
griffe übersetzen. Er mag noch so sehr den Wunsch haben, auf-
richtig zu sein, es kann ihm gleichwohl begegnen, dass er, in-
dem er das Unlogische und Ungeordnete in eine vernunft-
gemässe Ordnung zu bringen versucht, sich selber missdeutet.
Und so will ich denn versuchen, die Aufgabe, die Sie mir ge-

wissermassen überbunden haben, nach bestem Wissen zu erfüllen. Das erste Bekenntnis, das ich Ihnen abzulegen habe, besteht darin, Ihnen, verehrte Herren des Stiftungsrates, nicht zu verhehlen, dass mich zunächst ein Schrecken befallen hat, als der verdiente Sekretär der Schillerstiftung persönlich zu mir kam, um mir die heutige Feier anzukünden. Wenn ich mich dann beruhigte, so geschah es, weil ich einsah, dass diese Feier mir selbst am wenigsten gält, dass es sich dabei gar nicht um mich selbst handelte, sondern um mein Land, und dass das heutige Fest ein Familienfest sein würde (ein sehr einzigartiges Fest, da wir das einzige Volk der Welt sind, bei dem ein solches Fest stattfinden kann). Ein Familienfest, an dem vier Rassen und vier Sprachen teilnehmen, und zu dem drei Rassen und drei Sprachen eine Gesandtschaft zur vierten senden, bei dem Deutsch, Italienisch und Romantsch dem Französisch einen Besuch abstatten; bei dem endlich, wenn Sie mir das Bild erlauben wollen, man einer Verbrüderung der Ströme beiwohnt. Denn wir tränken Europa mit unseren Strömen, und der Rhein, der Inn und der Tessin vereinigen sich für einmal mit der Rhone. Vier Sprachen, vier Ströme, — und es missfällt mir nicht, mir diese bärtigen Gestalten vorzustellen, so wie man sie früher als Brunnenfiguren in Stein zu hauen pflegte. Aber nun stehen sie auf, nun kommen sie herbei, nun sind sie für einen Augenblick beisammen, der Richtung ihres Stromlaufs abgewandt. Meine Herren, Sie sind eine Abordnung von Ländern und Kantonen; und eines dieser Länder, einer dieser Kantone empfängt Sie so gut er es kann. Er hat für Sie diesen Saal geöffnet, in dem seine gesetzgebende Behörde tagt. Einen Raum, der für mein Empfinden den grossen Vorzug hat, sehr viel Würde mit sehr grosser Behaglichkeit und Wärme zu verbinden, und dessen Fenster gerade auf eine Landschaft hinausgehen, in der die lässig hingebreitete Rhone das Mittelstück bildet. Aber das Waadtland hat noch mehr getan, es hat ein Mitglied seiner ausübenden Behörde, Herrn Regierungsrat Perret, den Vorsteher des Departements für Erziehung und schöne Künste, und Herrn Maret, den Präsidenten der Stadt Lausanne, hierher abgeordnet, um Ihnen die Freundschaft zu bezeugen, die es Ihnen entgegenbringt.

*

Meine Damen, meine Herren! Vier Sprachen, vier Rassen, ein gemeinsamer Staat, der kein richtiger Staat ist, sondern ein Bund oder eine Vereinigung von Staaten; zweiundzwanzig kleine Staaten, von denen die einen deutsch, die andern italienisch und andere endlich französisch sprechen, und ich vergesse das Romansch nicht, das seine besondere Eigenart hat und jeden Tag neu Zeugnis für seine Lebenskraft ablegt. Zweiundzwanzig kleine Staaten, die also von drei grossen, verschiedenartigen und gegensätzlichen Kulturen herkommen: es scheint wohl, dass es nicht so einfach ist, ihr Zusammenleben zu ordnen, welche Aufgabe der eidgenössischen Regierung obliegt. Aber Tatsache ist, dass sie zusammenleben, und zwar schon seit recht langer Zeit, und dass sie sich sogar recht gut miteinander vertragen. Nicht hier befinden sich die Schwierigkeiten, sie sind nicht äusserlicher Art, es sind innere Schwierigkeiten: sie befinden sich innerhalb dieser kleinen Staaten, innerhalb der einzelnen Menschen. Grosse politische Folgen hat das Spiel der gegensätzlichen Einflüsse nicht hervorgebracht, aber auf allen Gebieten des privaten Lebens hat es sehr viele Wirkungen ausgeübt, und auch hier nicht auf äussere Einrichtungen, sondern auf die einzelnen Menschen. Wenn wir hier nur von der welschen Schweiz sprechen wollen, so sehen wir, dass sie nicht nur Katholiken und Protestanten enthält, sondern dass sie, wie in der Religion, so auch in der Sprache, in ihren Mundarten, die den Urgrund des Französischen bilden, grosse Unterschiede aufweist. Die welsche Schweiz befindet sich im Grenzbereiche der Langue d'oc und der Langue d'oïl, sie befindet sich überhaupt in den Grenzbereichen aller Dinge. Diese unbehagliche Lage zeichnet sich auf eine geheimnisvolle Weise sogar in dem Namen ab, den sie trägt: Suisse Romande, in dem ein absonderliches „d“ alle Sprachgelehrten zum Erstaunen bringt. Suisse romane wäre klar, denn in dem Wort romane steckt romaine; aber das Schicksal hat es so gewollt, dass nun gerade noch dieser überflüssige Buchstabe „d“ darin vorkommt, von dem man nicht recht weiss, was er bedeutet, noch weshalb er da ist. Vielleicht muss man darin ein Zeichen mehr für die Vieldeutigkeit der Ursprünge dieses Gebietes, das der Name bezeichnet, erblicken, und für den Zustand der Verwirrung, in dem sich die meisten Leute befinden, wenn sie gezwungen werden, sich selbst zu erklären. Frü-

her oder später müssen wir unserer selbst bewusst werden, aber ich denke, dass es wenige Länder gibt, in denen dieses Bewusstwerden von verschiedenartigen und gegensätzlicheren Faktoren abhängt, als wie bei uns. Ich meine damit, dass die meisten Menschen sonst einen natürlichen Aufbau ihrer Persönlichkeit haben, dass sie über die Gliederung ihres Wesens nicht einmal im Zweifel sein können, da sie sich gar nicht vorstellen können, anders zu sein als sie sind. Ich meine auch, dass anderswo die Einzelnen von einer gemeinsamen Bewegung getragen werden, dass die Meinungen eine bestimmte gemeinsame Richtung haben, woran der Einzelne teilnimmt, selbst ohne es zu wollen, weil die Bewegung stark genug ist, den Einzelnen mit sich fortzureissen. Bei uns reisst uns nichts mit sich fort, wir sind unbewegt und wir bedürfen, um diese Unbewegtheit, die das Ergebnis der gegensätzlichen und gleich starken Anziehungskräfte ist, zu brechen, eines Willensentschlusses, eines überlegten Entschlusses, der uns zunächst dazu zwingt, uns über uns selbst klar zu werden.

In einem gewissen Sinne bilden wir eine zu geschützte Insel, die schon durch ihre Lage vor den Strömungen bewahrt wird; und nun handelt es sich für jeden Einzelnen von uns darum, aus eigenen Kräften zu laufen, auch wenn er Gefahr läuft, dabei unterzugehen, wie es nur zu häufig geschieht, unterzugehen entweder in der Unzufriedenheit, oder in der Routine, oder in der Neurasthenie. Meine Damen, meine Herren, auch ich selbst habe versucht, aus eigenen Kräften zu laufen, und mein Weg hat mich nicht sehr weit geführt. Aber ich bin doch wenigstens von der Stelle gekommen. Und da ich nun vor Ihnen ein Bekenntnis ablege, darf ich Ihnen nicht verschweigen, dass die Wahl, die ich in jener Zeit, in der man sich auf den Weg macht, zwischen den mir gebotenen Möglichkeiten getroffen habe, eine ganz willkürliche Wahl war, wenn es überhaupt eine Wahl war. Geboren inmitten widersprüchlichster Elemente, habe ich nicht versucht, diese Elemente miteinander auszusöhnen; ich habe nur jene Elemente fallen lassen, die mir zunächst als die am wenigsten nützlichen erschienen; ich wollte nur die wichtigsten behalten. Ich habe wie ein Geograph gehandelt, wenigstens habe ich mit Geographie angefangen (nicht mit Geschichte, Moral oder Metaphysik). Zu jener Zeit, als ich zum ersten Mal

die Augen auf das Schauspiel richtete, das mich umgab, da sah ich die Gebirge und zugleich den Raum, den sie umgrenzten. Glücklicherweise waren diese Grenzen von überall her gut sichtbar und fest, denn sie bestanden aus Eis und Fels, sie waren glänzend oder grau oder grün oder auch blau in der Ferne. Meine Wahl war willkürlich oder parteiisch, es gab viele Dinge, denen ich nicht Rechnung tragen wollte, und viele unserer Ueberlieferungen, die ich abseits lassen musste; aber meine Wahl war doch wenigstens fest begründet, wie ich glaube, nämlich auf eine Wirklichkeit der Natur selbst.

Da waren die Gebirge, zwischen diesen Gebirgen und scharf umgrenzt von ihnen ein Land; in diesem Land ein bestimmter Menschenschlag, der hier lebte. Ich habe mir einfach vorgenommen, diese Menschen zu malen, an dem Ort, den sie einnahmen, ohne mich darüber zu täuschen, wie wenig sie im Raume bedeuteten. Ich wollte sie malen, nicht nur, wenn ich mich so ausdrücken darf, nach mir selbst, sondern nach ihnen. Und sie erraten, wer die Menschen sein konnten: ihr Land war arm an Städten, sie bewohnten abgelegene Orte oder den Talgrund, sie lebten hoch oben in den Bergen, sie waren dem See zugewandt, dort wo sie das Ufer des Sees bewohnten, sie waren Bauern, Winzer, Jäger, auch ein wenig Schmuggler, und sogar Falschmünzer; sie lebten ausserhalb der Gesellschaft, aber in engster Gemeinschaft mit der Natur, will sagen, mit einer Erde, der sie ihre Nahrung entnahmen. Und ich bin nun wohl gezwungen, festzustellen, dass dieses Land ein erfundenes Land war, erfunden zunächst im Hinblick darauf, dass es weder einem geschichtlich gewordenen Gebiet, noch irgend einem Verwaltungsbezirk entsprach. Auch dieses Land hatte zwei Religionen, es bestand aus zwei Kantonen, der Waadt und dem Wallis; aber es bildete doch wieder von einem anderen Gesichtspunkt aus gesehen ein Gebiet vollkommener Einheit, denn es befand sich an der Quelle eines Stromes, war eine Falte der Erde, eng und tief eingegraben erst, dann sich mit Anmut erweiternd, zwischen milderen Hängen, neben- und übereinander in unmerklicher, vollkommen ausgeglichener Abstufung verschiedenartige und doch zugleich ähnliche Kulturen gliedernd.

Ich habe gewählt (warum?... ich brauche es nicht zu wissen). Aber ich habe in meinem Lande den seinen Ursprüngen noch

ganz nahen Menschen gewählt. Das ist zweifellos der Grund, weshalb ich alsbald den „Heimatlidern“, den „Regionalisten“ und den „Bauerndichtern“ zugezählt worden bin. Ich weiss wohl, dass ich mich ausschliesslich einer einzigen Region gewidmet habe, und dass meine Gestalten fast alle Bauern waren. Aber ich darf hier vielleicht bemerken, dass der „Regionalist“ sich mit Vorliebe an eine verwaltungstechnisch und geschichtlich fest umrissene Region hält, und dass der „Bauerndichter“ einen bestimmten Bauerntyp „studiert“. Ein Schriftsteller, für den eine Region den einzigen Daseinszweck bedeutet, sieht nichts anderes als diese seine Region, er vertieft sich in die feinen Unterschiede, verweilt gern bei irgend einer Besonderheit der Bräuche, der Sitten, der Trachten; er vereinzelt einen Menschenschlag, löst ihn aus der Gesamtheit des Volkes und der Menschheit heraus. Der „Bauerndichter“, der den Bauern als Klasse studiert, ihn soziologisch betrachtet und in seiner gesellschaftlichen Funktion darstellt, tut dasselbe: er löst den Bauern aus der Gesamtheit der Menschen heraus. Brauche ich Ihnen, meine Herren, nun zu sagen, dass ich weder ein „Regionalist“ noch ein „Bauerndichter“ (in dem Sinne, in dem diese Worte soeben gebraucht wurden) bin oder sein wollte, obschon ich mich, sei es aus Unvermögen oder Schwäche, auf einen bestimmten Raum, ein bestimmtes Gebiet und auf die Menschen, die diesem Gebiete aufs engste verbunden sind, beschränkt habe? Wenn ich denselben Stoff verwendet habe, den die Schriftsteller jener Art auch verarbeiten, so habe ich dies doch in einem ganz anderen Geiste tun wollen. Wenn ich ganz ursprüngliche und einfache Menschen gewählt habe, so geschah dies zunächst deshalb, weil ich sie vor mir hatte, dann aber auch aus Freude an den Ähnlichkeiten, aus Liebe zu den ursprünglichen und wesentlichen Gefühlen, jenen Gefühlen, die allen Menschen gemeinsam sind. Je vielfältiger die Gedankenwelt der Menschen ist, umso weiter streben sie auseinander; in meinem Wunsche, sie zusammenzuschmelzen, habe ich zu einem gründlichen Mittel gegriffen, ich habe die Denkwelt, die scheidet, und die verschiedenen Interessen, die die Menschen auseinander streben lassen, ausgemerzt. Ich bin so vorgegangen, oder ich wollte doch so vorgehen, erlauben Sie mir, es auf diese Weise zu sagen, dass der Bauer, wie ich ihn sah, am anderen Ende der sozialen Stufen-

leiter symmetrisch genau dasselbe würde was die Könige Racines. Denn diese Könige waren Könige oder von Racine zu Königen gemacht nur damit sie von allen sozialen Notwendigkeiten frei wären, Racines Könige sind Könige, um von jeglicher Gesellschaftsform frei zu sein und sich von äusseren Bindungen ungehemmt ihren menschlichen Leidenschaften hingeben zu können. Racines Könige sind Menschen, ohne das zufällige Beiwerk des menschlichen Lebens. Der Bauer nun, so wie ich ihn vor mir sah, sollte in gleicher Weise ein Mensch von solcher Art sein, ein Mensch ausserhalb der gesellschaftlichen Struktur, ausserhalb der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, und daher ausserhalb der Zeit. Denn der in der Welt lebende, der bürgerliche Mensch, wenn ich ihn so nennen soll, so wie er rings um uns vorkommt, ist beständig den Menschen ausgeliefert; in der Welt der Könige und Bauern aber ist er ausgeliefert Gott oder der Natur, das will sagen: der Schicksalsmacht der Naturgesetze, einer allgegenwärtigen und allwissenden Macht, die in den Naturgewalten wirkt. Der König und der Bauer bewegen sich beide auf einem metaphysischen Plan; der bürgerliche Mensch in der Welt der Moral und der Psychologie. Der Bauer und der König sind Gestalten der Tragödie, wie bei den Griechen; der bürgerliche Mensch ist eine Gestalt der Komödie oder des Dramas. Und vielleicht geschah es auch, wenn ich noch tiefer dringen will, aus einem instinktiven Bedürfnis, meine Gestalten in eine Welt zu erheben, die keine Romanwelt mehr ist, sondern eine Welt der Dichtung, wenn ich dies Bekenntnis ohne Anmassung aussprechen darf.

Ich spreche dies umso leichter aus, meine Damen und Herren, weil ich ja, wohlverstanden, nur von meinen Absichten spreche. Niemand weiss besser als ich selbst, wie weit die Verwirklichung dieser Absichten hinter meinen Absichten zurückbleibt. Niemand weiss besser als ich, welcher Abstand zwischen Wollen und Tun, Unternehmen und Gelingen bleibt. Hier spreche ich nicht von dem, was gelungen ist, ich spreche nur von fernen, und vielleicht nicht zu verwirklichenden Zielen. In dem Lande, das mein Land war, wollte ich das Einzelne und das Gesamte verbinden, das völlig Vereinzelte mit dem Allgemeinsten. Und die Mittel, die mir zur Verfügung standen, die sprachlichen Ausdrucksmittel waren französisch, eine sehr vielen Menschen gemein-

same Sprache, eine seit langem und auf das Engste zentralisierte Sprache, eine wundervoll genaue, das weiss ich wohl, aber eine sehr abstrakte Sprache. Und nun ging es für mich darum, diese Sprache, die am Hofe und in den Salons ihren Schliff erhalten hatte, ganz entgegengesetzten Notwendigkeiten, Orten und Menschen, die materiell und geistig auf das Weitesten davon entfernt waren, anzupassen. Nehmen Sie mir die Naivität nicht allzu übel, mit der ich vor schon langer Zeit einmal schrieb: „Es ist notwendig, dass wir uns unsere Sprechweise selbst schaffen und uns eine eigene Grammatik und einen eigenen Satzbau bilden“. Sie sehen übrigens, dass ich nicht nur in meinem Namen sprach, es war ein gemeinsames Programm. Wollen Sie mir auch jene andere, noch anspruchsvollere Erklärung nicht verübeln: „damit eines Tages durch uns ein Buch geschaffen werde, ein Kapitel, ein einfacher Satz, die nirgends sonst hätten geschrieben werden können als nur bei uns, weil sich ihre Bewegung der Linie jenes Hügels anschmiegt, weil ihr Rhythmus derselbe ist wie das Schlagen der Wellen auf den Uferkieseln eines schönen Strandes — wenn dieses geringe Etwas geschaffen werden wird, dann werden wir Bestand haben und gerechtfertigt sein“. Diese Worte bezeugen nur einen masslosen Anspruch. Trotzdem muss ich gestehen, dass ich sie nie verleugnet habe, wenn ich auch an jedem Tage mehr ermesse, welcher Abstand zwischen dem, was man sich vorgenommen hat, und dem, was man erfüllen konnte, herrscht. Und zu meiner Entlastung möchte ich noch beifügen, dass mir diese Worte eingegeben wurden, nicht um mich abzusondern, wie man es mir zuweilen vorwirft, sondern aus Liebe zum Gegenstande selbst. Ich wünschte, dass das Französische, das man uns in der Schule lehrte, die Starrheit seiner Regeln verlöre und dem Lebendigen wieder einverleibt würde. Ich wollte die Sprache zu einem schmiegsamen Instrumente machen und hoffte, damit tiefer und inniger in das einzudringen, was ich mit Worten zu malen hatte. Sich absondern bedeutet allein sein: ich aber wollte mich im Gegenteil der kleinen Welt lebendiger Wesen, mit der ich es zu tun hatte, inniger verbinden, denn ich wollte nicht mich darstellen, sondern sie; ich selbst war nicht mehr da, diese Wesen allein waren nun da, oder begannen doch, da zu sein. Ich weiss wohl, dass ich diese lebenden Wesen viel-

leicht auch nur erfunden habe. Vielleicht gab es sie im wirklichen Leben gar nicht. Vielleicht habe ich so mein kleines Land zweimal erfunden, und nicht nur im Raum, wie ich schon sagte, sondern vielleicht auch in allen Einzelheiten, da es viele Leser gibt, die sich darin nicht selbst wiedererkennen. Aber wie soll man es anstellen, um genau zu unterscheiden zwischen einer Wirklichkeit, die man sieht, und einer Wirklichkeit, welche ist. Diese Wirklichkeit besteht nur durch uns selbst, und wenn es auch eine durchschnittliche Wirklichkeit gibt, so ist sie nur das Ergebnis unendlich vieler übereinandergelegter Bilder, deren Hauptlinien endlich übereinstimmen. Man kann vom Schriftsteller nicht verlangen, den Anschauungen einer Mehrheit zu entsprechen, sondern nur seinen eigenen Anschauungen. Man kann von ihm nicht Genauigkeit verlangen, sondern Wahrheit. Ich habe mir für mein Teil wenig daraus gemacht, genau zu sein. Genauigkeit ist etwas Messbares; was ich immer hatte sein wollen, das ist: wahr; und das ist etwas, das man nicht messen kann, sondern nur erleben. Und die Genauigkeit setzt auch eine gänzliche Uebereinstimmung zwischen den Maßen des Urbildes und des Abbildes, das man davon macht, voraus; sie verlangt, dass der Masstab mitgegeben wird; während der Schriftsteller aus allen seinen Kräften danach strebt, zu vergrößern, zu steigern, zu verinnerlichen, zu übertreiben, wie man sagt und es ihm auch oft zum Vorwurf macht. Aber ist es nicht das Wichtigste, dass er im guten Sinne übertreibt? Wir sind in der räumlichen Ausdehnung ein winzig kleines Land; wir können eine Ausweitung unsrer selbst nur in einer geistigen Welt erstreben. Und es ist diese Welt, in der die Maler, die Bildhauer, die Musiker, die Schriftsteller arbeiten. Sie alle trachten danach, in den Darstellungen, die sie von ihrer Welt schaffen, etwas zu hinterlassen, das sie im Raume überhöht und in der Zeit überdauert. Die Tatsachen zerstören einander wechselseitig, die Ereignisse fallen in Vergessenheit; was wären sie, wenn sie nicht wieder erlebt und dadurch gleichsam von einem zweiten Leben erfüllt würden, das sie dem Gedächtnis der Menschen einprägt? Die griechischen Republiken waren sehr klein, sie auch, was würden sie uns heutigen Menschen noch bedeuten, wenn sie sich nur auf den Schlachtfeldern ausgewirkt hätten, und nicht auch auf dem Papyrus, auf dem die Schlacht erzählt wird? Dauer gibt es

nur im Allgemeinen: das Ereignis selbst ist etwas Vereinzelt. Das Vereinzelte kann nur von denen ganz verstanden werden, die daran teilnehmen; es handelt sich darum, dass der Schriftsteller ihm eine höhere Bedeutung verleiht, wenn er nicht nur seine Zeitgenossen und seine Mitbürger daran teilnehmen lassen will, sondern auch die andern Menschen. Der Schriftsteller hat jenen Schnittpunkt zu finden, wo das Allgemeine und das Einzelne nicht mehr einander ausschliessen, sondern einander stützen und sich gegenseitig überhöhen. Ich wollte meinem kleinen Lande treu bleiben, aber indem ich seinen Unterschieden (dem also, was es von andern unterscheidet) einer wesentlichen Aehnlichkeit überordnete, einer Aehnlichkeit, die umfassend menschlich ist; so versuchte ich, es dem Ganzen einzufügen und seiner materiellen Kleinheit eine Grösse anderer Art zu verleihen, denn die beiden Begriffe schliessen sich in einer bestimmten Höhe nicht mehr aus, sondern sie wirken zusammen.

* * *

Aber, meine Herren vom Stiftungsrat, wenn ich meinen Absichten auch immer vertraute, wenn ich sagen darf, dass sie sich nie geändert haben, und wenn ich Sie auch heute noch für ausführbar halte, so sehe ich nur zu gut, dass es ganz anderer Kräfte bedurft hätte, als ich sie habe, um sie aus den unsichtbaren und ganz idealen Regionen, wo ich sie gesucht habe, in jene andern, ganz und gar sichtbaren Regionen, in denen sie dank dem Drucker und den Buchhändlern offenbar werden, überzuführen, ohne sie zu verfälschen.

Wir bemühen uns, und das ist alles; wir arbeiten in der Gegenwart, und das bedeutet: in der Finsternis. Die Zukunft allein könnte uns über das Ergebnis der vielen Mühe Klarheit geben: die Zukunft kennen wir aber nicht. Wir sind in der Gegenwart, und die Gegenwart ist sonderbar finster. Die Gegenwart begnügt sich damit, uns wirken und Versuche und Unternehmungen aller Art aufhäufen zu lassen, ohne sich damit abzugeben, sie nach ihrem Werte zu ordnen. Die Zeit entscheidet über die Werte, aber die Zeit greift nur langsam ein, gemächlich und lässig; und indessen gehen wir vorbei, sind wir schon vorübergegangen. Was sollten wir anstellen, um unter so vielen Werten, die wir hervorbringen und die uns dargebracht

werden, jene zu erkennen, die vertrauensvoll die Probe der Zukunft bestehen können? Was wissen wir im Besonderen von jenen „literarischen Werten“, die zu verteidigen und zuvor zu erkennen Sie die vornehme Aufgabe haben? Was werden sie sehr bald in einem aufgewühlten Europa bedeuten? In einem Europa, das selbst wieder mitten in eine Welt grosser Veränderungen hineingestellt ist? Ich denke, dass die Wahl, die Sie in meinem besonderen Fall getroffen haben, weniger dem gilt, was ich geschaffen habe, als dem, was ich schaffen wollte, und dass sie vor allem meinem guten Willen gilt. Ich bin nicht sehr sicher, ob „Streben“ und „Bemühen“, wie Goethe sagt, zu unserem Heile genügen. Aber wenn es zweifellos richtiger wäre, denen, die suchen, die vorzuziehen, die gefunden haben, so sind doch, wenn auch an einem bescheideneren Platze, jene, die sich wirklich strebend bemühen, jene, die sich anstrengen, jene, die suchen, Menschen, die etwas tun, was den Absichten der Natur entspricht, nämlich: viel zu erzeugen, damit etwas Weniges Bestand habe, unablässig sich zu bemühen, um auch nicht die kleinste Möglichkeit zu versäumen, sich zu verewigen.

In der Ungewissheit, in der wir uns alle heute befinden, erlauben Sie mir, meine Herren des Stiftungsrates, ihnen gerade für die Mühe zu danken, die sie sich immer für unsere nationale Literatur geben, einer Literatur, die gar keine nationale Literatur ist, da sie mindestens drei Kulturen zugehört, was die Schwierigkeiten Ihrer Aufgabe nur noch vermehrt. Sie haben mich mit Glückwünschen überhäuft, ich wollte Ihnen sagen, in welchem Sinne ich sie entgegennehme. Es ist nicht Bescheidenheit, es ist Klarsichtigkeit, und die Klarsichtigkeit macht demütig. Deshalb habe ich es für nötig befunden, alle möglichen Einschränkungen zu machen und ausführliche und langwierige Erklärungen abzugeben, für die ich mich bei Ihnen entschuldigen möchte, bevor ich Ihnen endlich meinen wärmsten Dank ausspreche.

(Deutsch von Joh. W. Guggenheim)